

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Spion

Der Spion.

Eine Erzählung von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten.)



Der früh scheidende Strahl der Spätherbstsonne warf sein gelblich-blasses Licht über die weißen Kalkfelsen, die am waldigen Hang den Lauf der Donau begleiten; die Spitze des Ulmer Münsters umspielte noch das matte Licht, während über die Dächer von Langenau schon die ersten Schatten streiften. Auf der Höhe leuchteten die freundlichen Orte Alpeck und Göttingen auf, die Höhenzüge der Blaubeurer und Heidenheimer Alb hüllten sich in blaue Dämmerung.

Bei den ersten Häusern von Hupfau, das einsam am Rande der hügeligen Hochebene lag, wandte sich Corbinian Krautwickl, der in der kleinen Ortschaft stationierte Gensdarm, noch einmal zurück. Allein es war nicht die Schönheit der abendlichen Landschaft, die seinen Blick fesselte; sein Auge hing an dem weiten Donaried zu seinen Füßen, wo zwischen Wilhelmshurg und Safranberg das Bahngelise den Festungsgürtel verlieh.

Obwohl er lange Soldat gewesen, hatte er seinen brennenden Ehrgeiz nach Heldenruhm nie befriedigen können, und der größte Schmerz seines Lebens war es, daß er anno 1870 bei der Besatzung in Ulm hatte zurückbleiben müssen, ohne nur einen Fuß breit Feindesland zu sehen. Daß seine Tochter Lorch

zwei Jahre zu Nancy im Dienst gewesen und die Franzosen als ganz ehrliche, brave und feine Leute schilderte, konnte seine Anschauungen nicht ändern. Der Chauvinismus, von dem die Zeitungen so viel berichteten, bewies ja deutlich, daß sie noch immer auf Rache für ihre Niederlage sann, und so oft man in Frankreich wieder einen deutschen Spion gefangen haben wollte, geriet der wackere Corbinian in eine grimme Wut. Warum gelang es den Deutschen fast niemals, einen solchen Fang zu machen? Jedenfalls war die Polizei zu gutmütig und sorglos. Aber ihm sollte nur einmal solch ein welscher Auschnüffler begegnen! Es schien ihm nicht zweifelhaft, daß die nahe starke Festung längst einen Gegenstand feindlicher Spionage bilde, und mit den Jahren war es ihm zur fixen Idee geworden, daß er noch einmal durch die Entlarvung eines solch schändlichen Individuums zum Retter des Vaterlandes werden müsse.

Mit solchen Gedanken trat er jetzt in die Wirtschaft zum Glöcher Hof, das einzige Gasthaus, welches die kleine Gemeinde Hupfau besaß. An dem runden Tische war noch ein einziger Platz für Corbinian frei, der hier allabendlich seinen Stammschoppen zu trinken pflegte. Mit der ganzen Würde eines Uniformierten ließ er seinen etwas behäbigen Körper auf den Stuhl nieder und ließ sich von Nofa, der schmucken Wirtstochter, das gefüllte Glas reichen.

„Was Neues?“ fragte er in kurzem, schnarrendem Tone, den er während seiner Dienstzeit in Ulm einem preußischen Unteroffizier abgelernt hatte und der ihm die Grundbedingung für allen militärischen Nimbus zu sein schien.

Hans Loner, der Krämer, reichte ihm ein Zeitungsblatt, und die kurze Pfeife einen Augenblick aus dem Munde nehmend, sagte er: „Zwei Spione haben's gefangen.“

„Die sich in Kiel herumgetrieben und die Hafensbefestigungen skizziert haben“, fügte sein Nachbar, Caspar Owen, bei.

Corbinians Augen leuchteten einen Moment in heller Freude auf. „Was? — Spione? — und gleich zwei? Endlich einmal ein guter Fang, ich hab's ja immer gesagt, man muß nur die Augen aufstun!“

Bei den letzten Worten verlor sich bereits der siegesfrohe Ton, es wurmte ihn doch, daß andere

ihm den Rang abgelassen und ihm zuborgekommen waren. Hätte nicht auch er die fremden Missethäter erwischen können! Im Gefühl getränkter Ehrgeizes wischte er den gelblichen Bierseifen von seinem bereits stark ergrauten Schnurrbart, und die langen Enden desselben durch die Finger zwirbelnd, vertiefte er sich in die Lektüre der vor ihm liegenden Zeitung.

Der Wirt, der herzugetreten war, wies auf eine andere Stelle des Blattes. „Da steht noch etwas. Man vermutet, daß die Ortspolizei nicht die einzigen zur Zeit in Deutschland sich aufhaltenden Spione sind; das französische Kriegsministerium soll gleichzeitig eine Anzahl Offiziere ausgesandt haben, um auch die Landfestungen zu erforschen.“

„Da werden sie auch auf ihn ihr Augenmerk richten“, meinte Amandus Teck, der Bader.

„Dürfte ihnen übel bekommen“, rief Hans Loner. „Wenn einer dem Corbinian in die Hände fiel, kommt er nimmer los, und das Zuchthaus ist ihm gewiß.“

„An mir soll's nicht fehlen, — könnt mir's glauben; ich halt' schon lange die Augen offen“, erwiderte dieser und stürzte ein neues Glas Bier hinunter.

„Die verdammten Franzosen! — —“

„Ja, ja“, meinte der Schneider Leiterweg, bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend. „Euer Lorchen haben sie auch verdorben.“

Das sonnengebräunte Gesicht des Gensdarmen ward dunkelrot: „Was sagt Ihr da? — Verdorben?“

„Müßt den Martin recht verstehen“, begütigte Kaspar Owen; „es läßt sich halt nicht leugnen, daß eure Tochter hochmütig und stolz aus dem Belschland wiedergekommen ist; seht, früher hab' ich alleweil gedacht, mein Heinz und das Lorchen müßten einmal ein Paar werden; aber jetzt will das Mäd'el nichts mehr von ihm wissen und geht ihm aus dem Weg.“

Corbinian suchte vergeblich nach einer Antwort, denn innerlich mußte er dem Sprecher recht geben; er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß seine Tochter verändert zurückgekommen war.

„Ihr hättet sie halt nicht nach Frankreich schicken sollen“, mischte der Wirt sich ein.

„Ist mir ärgerlich genug gewesen“, brummte der Gensdarm, „aber ich hab' nicht anders können, da es sich um den Wunsch eines Sterbenden handelte.“

„Um euren Schwager?“ fragte Hans Loner.

„Freilich, ihr wißt's ja, der Bruder meiner Frau ist schon frühe nach Frankreich ausgewandert und seine Geschäfte haben ihm eine Rückkehr nach Deutschland nicht gestattet. Er ist zeitlebens Jungeselle geblieben, und als er alt und krank geworden, hat er nirgends eine Hilfe bei den fremden Leuten gefunden. Die Reise zu uns hat er nimmer machen können, und ich hätt' ja ein Türke sein müssen, wenn ich ihn in seinem Elend im Stich gelassen hätte. Da hat halt das Lorchen, die ein gutes Herz hat, die Reise angetreten.“



„An mir soll's nicht fehlen, — könnt mir's glauben; ich halt' schon lange die Augen offen.“

„Ist's wahr, daß der Kranke schon tot war, als sie in Frankreich eingetroffen?“ fragte der Schneider. „Wohl, wohl, und das arme Ding ist in die ärgste Not geraten. Bin damals schlecht bei Kasse gewesen und hab' ihr das Geld zur Heimreise nicht schicken können.“

„Da ist ihr freilich nichts anderes übrig geblieben, als sich in der Fremde eine Stelle zu suchen“, meinte der Wirt. Der Gensdarm nickte. „Zum Glück haben sich gute Leute gefunden, die ein Kindsmädchen haben brauchen können, und da hat sie halt zugegriffen.“

„Müssen doch nicht gar so schlechte Leute sein, die Franzosen“ bemerkte Hans Loner. „Freilich, mit den Weibsleuten führen sie keinen Krieg“, sicherte der Bader. Corbinian, der inzwischen hastig weiter getrunken hatte, erhob sich. Die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, war ihm peinlich.

Mit kurzem Gruße entfernte er sich und trat in die in nächtliches Dunkel versunkene Dorfstraße hinaus.

In dem matten Schein einer trüb brennenden Laterne bemerkte er einen Fremden, der sich scheu an den Häusern entlang schlich, von Zeit zu Zeit stehen blieb, um zu einem erleuchteten Fenster emporzuschauen, und sich dann ängstlich umblickend wieder weiter bewegte. —

Ein Landstreicher — dachte Corbinian; der kam ihm gerade recht! Das Gebahren des Unbekannten, erschien übrigens im höchsten Grade auffällig. Vielleicht plante er gar einen Einbruch oder Schlimmeres. Dem mußte man auf den Grund kommen. Vorsichtig näherte er sich von hinten dem Verdächtigen und legte mit schwerer Wucht die Hand auf seine Schulter.

Die schwächliche, schlanke Gestalt des Fremden zuckte zusammen. Er wandte sich jäh um und zeigte ein feines, etwas blaßes Gesicht mit dunklen Augen und einem kecken schwarzen Schnurrbart.

„Wer sind Sie? — Was wollen Sie da?“ fragte barsch der Gensdarm.

Der überraschte zuckte mit bedauernder Miene die Achseln. „Pardonnez, Monsieur!“

„Monsieur —“ fuhr es Corbinian durch den Kopf, das war entschieden Französisch. Mit durchbohrenden Blicken betrachtete er den Fremden von oben bis unten. Für einen Handwerksburschen war er zu gut gekleidet, obwohl er ein kleines Bündel am Rücken trug. Auch seine Sprache, sein ganzes Wesen erschien zu fein. Dahinter steckte etwas anderes. Kein Zweifel — er hatte einen verkleideten Spion vor sich! Seine Hand ruhte mit schwerem Drucke auf der Schulter des Ertappten.

„Laissez moi, je vous prie!“ rüthete dieser. Aber Corbinian kannte kein Erbarmen. „Ihr

seid auf dem Wege nach Ulm? —“ fragte er brummend. „Gestehet nur, da hilft kein Leugnen; ihr wollt die Festung auskundschaften.“

Der Fremde schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er nicht verstehe.

„Gebt mir eure Papiere!“ herrschte Corbinian ihn an.

Ein Blick des Verständnisses zuckte in den Augen des Franzosen auf. „Ah — du papier —“ Er griff in die Tasche und zog einen Feszen alten Zeitungspapieres hervor. „Voilà, prenez done!“

„Wollt Ihr mich zum Narren haben?“ erbot sich der Gensdarm. — „Guten Paß! — Eure Legitimation will ich sehen.“

Das Wort Legitimation schien der Franzose zu begreifen. Er zog einige zusammengefaltete Papiere hervor und reichte sie dem Gensdarm. Dieser schlug sie mit wichtiger Amtsmiene auseinander, stellte sich unter das Licht der Laterne und warf einen prüfenden Blick darauf. Aber da war alles französisch geschrieben, von dem er kein Wort verstand. Wenn nur das Lorchchen daheim gewesen wäre, die hätte ihm alles überlegen müssen; aber ärgerlicher Weise befand sich das Mädchen seit zwei Tagen bei einer Ruhme in Leinerstetten und würde wohl kaum vor dem nächsten Abend zurückkehren. So blieb als Dolmetsch nur der Pfarrer übrig,



„March fort mit Euch ins Loch.“

aber den konnte er jetzt nicht mehr auffuchen. Einstweilen mußte der Verdächtige in Sicherheit gebracht werden; morgen konnte man weiter sehen.

Doch er durfte nicht ahnen, daß Corbinian kein Französisch verstand.

Der Fremde, der mit ängstlicher Miene die Prüfung seiner Papiere beobachtet hatte, fragte plötzlich: „Vous êtes officier?“

„Was Offizier seid Ihr? — Das wissen wir längst, mein Lieber,“ lachte Corbinian höhnisch. — Ein verkappter französischer Offizier, — und als solcher habt Ihr mir ins Gefängnis zu folgen.“

Der Erschrockene schien aus der drohenden Miene des Gensdarmen, der ihn am Arm ergriff, um ihn fort zu führen, sein Schicksal zu erraten. „Me voulez — vous mettre en prison?“

Was, Priße? — schnauzte Corbinian ihn an. — Unverschämter Kerl, wollt Ihr mich zum Besten haben? Marsch fort mit Euch ins Loch!“

Der Fremde wollte noch einen Versuch machen, sich zu verständigen. „Pai été —“

Aber der Gensdarm schnitt ihm erboßt das Wort vom Munde.

Er stieß ihn aufgeregt vor sich her, und der entlarvte Spion, der einsah, daß kein Entkommen möglich war, fügte sich ergeben in sein Schicksal.

Doch plötzlich blieb Corbinian stehen. In seiner Aufregung über den großen Fang hatte er nicht daran gedacht, daß das Arrestlokal vor wenigen Tagen von einem böswilligen Strolch, den man dort eingesperrt, in Brand gesteckt und noch nicht wieder hergestellt war; da man keinen Ersatz besaß, blieb nichts übrig, als den Missethäter einstweilen in seine eigene Wohnung in Gewahrsam zu bringen. Ein Entkommen des sehr gefährlichen Menschen schien hier am wenigsten möglich, und an einer scharfen Bewachung sollte es nicht fehlen. —

Als Lorchon früher als erwartet, bereits am nächsten Vormittag von Leinerstetten zurückkehrte, war sie nicht wenig verwundert, weder Vater noch

Mutter im Hause zu treffen. Während sie Hut und Mantel ablegte, glaubte sie über ihrem Kopfe ein Geräusch zu vernehmen. Sollte die Mutter auf dem Speicher sein? Rasch stieg sie die schmale Stiege empor und blieb erstaunt am oberen Ende derselben stehen.

„Was thust denn da, Mutter?“

Frau Krautwinkl, die gebeugt vor der Thür einer Dachkammer stand, richtete sich auf und machte eine Bewegung, stille zu sein. Dann schlich sie leise auf den Zehen zu ihrer Tochter hin.

„Bist du schon da, Lorchon?“

„Eben gekommen. Aber du gucktest ja durchs Schlüsselloch. Was ist denn darin?“

Frau Krautwinkl legte den Finger auf den Mund. „Unser Gefangener“ —

„Was, ein Gefangener? Hier auf der Dachkammer?“ —

„Nur einstweilen, bis man ihn in die Stadt bringt.“

„Ist es ein schwerer Verbrecher?“ fragte Lorchon flüsternd.

„Ein ganz besonderer. Er hat spionieren wollen.“

„Spionieren, hier im Hause?“

„Dummes Ding, auf Ulm, auf die Festung hat ers abgesehen. Der Vater sagt es, so muß es wahr sein.“

„Und wo ist der Vater?“

„Zum Herrn Pfarrer gegangen mit den Papieren des Spitzbuben, die er nicht lesen kann.“

„In was für einer Sprache sind sie denn geschrieben?“ fragte Lorchon.

„Es soll französisch sein.“

„Aber dann hätt' ich sie ja lesen können.“

„Wir erwarteten dich erst heute oder morgen am Abend zurück, und die Sache hat Gile; es handelt sich um die Sicherheit des Staates, hat der Vater gesagt.“



„André!“ rief Lorchon auf einmal. „Ist es möglich, bist du's wirklich!“

„Und warum sahst du denn durch das Schlüsselloch, Mutter?“

„Der Vater hat befohlen, alle halbe Stunde nachzusehen, ob er auch noch darin ist. Bei so einem ist man nie sicher, und wenn er entwischte, könnte es den Vater seine Stelle kosten.“

Als sie den Hausflur erreichten, stand an der Thür ein kleiner Bube und richtete einen Auftrag von Corbinian aus. Der Vater hätte den Pfarrer nicht getroffen, der zu einem Kranken gerufen sei. Er sei ihm nachgegangen und komme erst am Nachmittag zurück; bis dahin solle man strengstens auf den Gefangenen achtgeben und vor allem das Zimmer nicht öffnen.“

„Aber der arme Mensch muß doch etwas zu essen und zu trinken bekommen“, meinte Lorchen mitleidig.

„Wenn man die Thür nicht öffnen soll, kann man ihm doch nichts geben.“

„Der Vater hat es auch strengstens verboten.“

„Wie, der Unglückliche soll hungern?“

„Damit er nachgiebig wird und ein Geständnis ablegt.“

„Das ist wohl wahr“, meinte Lorchen nachdenklich; „aber man sollte ihm doch auf irgend eine Weise etwas zukommen lassen. Hast du den Schlüssel?“

„Freilich, den hab' ich in der Tasche und lasse ihn nicht von mir, sonst dürft ich dem Vater nicht mehr unter die Augen kommen. Nur gut, daß du wieder da bist, denn jetzt kannst du von Zeit zu Zeit nachsehen. Ich muß nach Langenau hinunter, um Mehl und Salz zu holen.“

Lorchen ließ die Mutter nur ungern gehen, es war ihr unheimlich im Hause, seit sie wußte, daß über ihrem Kopfe ein verzweifelter, hungernder Mensch weilte. Nach einer Weile stieg sie vorsichtig die Treppe hinan und schlich sich leise an die Thür der Dachkammer. Neugierig blickte sie durch das

Schlüsselloch. Aber sie vermochte nichts als ein paar Füße zu sehen, die in dunklen Beinkleidern steckten. Es war ihr, als höre sie einen unterdrückten Seufzer, ein leises Stöhnen. Mein Gott, der arme Mensch verhungerte gewiß, und sie konnte ihm nicht helfen! Sie konnte es in der Nähe des Unglücklichen nicht aushalten und eilte wieder hinab. Im Wohnzimmer warf sie sich auf das Sofa und hielt sich die Hände vor die Ohren, in Furcht, noch weitere Schmerzenslaute zu hören.

Sie mußte an ihre unglückliche Lage in Frankreich zurückdenken, an die herbe Not, in der sie sich damals befunden. Allein und verlassen in fremdem Lande, ohne jede Mittel und doch zu stolz, um zu betteln, hatte sie den Wohnort ihres verstorbenen



Vom Karlsruher Fest: Der Freiburger Münster auf dem Festwagen.
Nach einer Aufnahme von F. Kempte, Freiburg.

Oheims verlassen, um zu Fuß die weite Reise in die deutsche Heimat anzutreten. Bis in die Nähe von Nancy war sie gekommen. Da verließen sie ihre Kräfte. Sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen, ihre Füße trugen sie kaum mehr, und obwohl die Lichter der Stadt schon in der Ferne glänzten, konnte sie nicht weiter. Verzweifelt weinend setzte sie sich auf einen Stein am Wege und erwartete den Tod in der bitterkalten Herbstnacht. Da war ein junger, freundlicher Mann des Weges gekommen, hatte sie bemerkt und sich nach dem Ziel ihrer Reise erkundigt. So gut sie es vermochte, erzählte sie in gebrochenem Französisch ihr trauriges Schicksal, und bei ihren geringen Kenntnissen der Sprache glaubte sie doch aus den Bemerkungen des Fremden zu entnehmen, daß er bereit sei, ihr zu helfen. An die letzte Hoffnung sich klammernd, folgte sie ihm willenlos, auf seinem Arm gestützt, mit Mühe in die nahe Stadt. André Vigneron, wie sich ihr Retter genannt, führte sie in die Familie Harnais, ehrliche, wackere Uhrmachersleute, die sich der Unglücklichen annahmten. Da

man einer Kindsmagd bedurfte, nahm man sie in Dienst, und zwei Jahre blieb Lorchchen dort.

Ogleich der Uhrmacher ein grimziger Deutschenfeind war, ließ er sich doch von seiner gutmütigen Frau bereben, das arme Mädchen in seinem Hause zu dulden. Madame Harnais war seine zweite Gattin, die selbst aus erster Ehe ihm den jungen André zugebracht hatte, der aber wie ein rechter Sohn des Hauses gehalten ward, zumal von der ersten Frau keine Kinder und von der zweiten nur zwei kleinere Töchter am Leben waren.

Lorchchen hatte von dem Augenblicke ihrer Rettung an eine innige Zuneigung zu dem schönen jungen Manne gefaßt, und bald bemerkte sie zu ihrem freudigen Schrecken, daß auch André wärmere Gefühle für sie hegte. Doch um ihre Stellung nicht zu gefährden und dem braven Uhrmacher seine Freundlichkeit nicht mit Undank zu lohnen, bewahrte sie ihre junge Liebe so lange als Geheimnis im Busen, bis ihr das ungestüme Werben Andrés in seiner schwachen Stunde das Geheimnis entriß.

Madame Harnais hatte längst ein scharfes Auge auf die beiden geworfen und die Wahrheit geahnt.

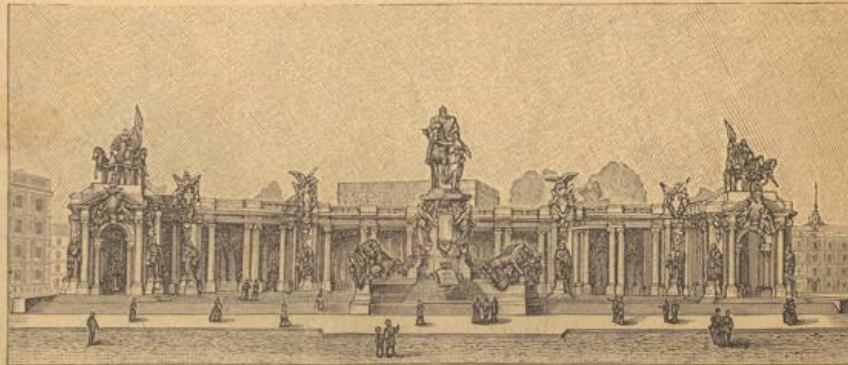
Eines Abends schloß sie sich mit Lorchchen ein und eröffnete ihr, daß sie alles wisse. Aber an eine Verbindung, die der Stiefvater niemals billigen würde, sei nicht zu denken. Als Deutsche könne sie zu seinen Lebzeiten nie die Frau Andrés werden, und wenn dieser den Bund ertrogen wollte, würde das Glück des Hauses für immer zerstört sein. Mit Thränen in den Augen beschwor die Frau das Mädchen, von ihrer hoffnungslosen Liebe zu lassen und, um Andrés Vorhaben zu vereiteln, so schnell als möglich die Familie zu verlassen. So unglücklich Lorchchen dieses Begehren machte, konnte sie sich doch seiner Berechtigung nicht verschließen. Lieber wollte sie ihr eigenes Glück opfern als die Wohlthaten, die sie empfangen, mit Undank lohnen.

So erklärte sie sich bereit, auf Frau Harnais' Vorschlag einzugehen, verließ an einem der nächsten Tage heimlich das Haus und trat die Heimreise

nach Deutschland an. Von André hatte sie nie mehr etwas gehört, auch Madame Harnais schrieb ihr nicht, aber sie konnte den Geliebten nicht vergessen.

An alles das mußte sie jetzt denken, und Thränen traten bei der Erinnerung in ihre hellen blauen Augen. Plötzlich strich sie sich mit energischer Bewegung das reiche blonde Haar aus der niederen, weißen Stirne und sprang mit einem festen Entschlusse empor.

André hatte ihr geholfen, der Fremden, Verlassenen, und sie sollte schlechter sein als er! Nein! Sie konnte den armen Gefangenen da oben, der ein Landsmann des Geliebten war, nicht hungern und verzweifeln lassen, mochte sie immerhin der Zorn ihres Vaters dafür treffen. Sie richtete sich auf und trat ans Fenster. Ein Blick in den Hof zeigte



Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm den Großen in Berlin, eingeweiht am 22. März 1897.

ihr das Mittel, das sie zur Ausführung ihres Vorhabens bedurfte. In der Ecke zwischen Stall und Bohnhaus lehnte eine starke Leiter, die bis zur Höhe der Dachkammer hinaufreichen mußte. Flink eilte sie an den Schrank, nahm Brod und Käse heraus, füllte eine Flasche mit Most und trug mit dem Aufgebot aller ihrer schwachen Kraft die Leiter an ihren Platz. Dann kletterte sie wie ein Eichhörnchen die Sprossen hinauf und hob das Köpfchen schon über den Rand des Fensters. Das Herz pochte ihr doch ein wenig, trotz des guten Werkes, das sie plante.

Sie vermochte nichts zu erblicken. Ein jäher Schrecken befiel sie. Gewiß war der Unglückliche vor Schwäche in Ohnmacht gefallen und lag am Boden. Vorsichtig pochte sie an die Scheibe. Da plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus und wäre fast von der Leiter gestürzt. Hinter dem Fenster

war ein Kopf erschienen, ein wohlbekanntes Gesicht, auf dem sich Freude, Staunen, Schrecken malten.

„André!“ rief Lorch auf einmal, „ist es möglich, bist du's wirklich?“

Bei dem Klang der Stimme überstrahlte ein heller Sonnenschein der Freude das Antlitz des Gefangenen. Er riß das Fenster auf, streckte beide Arme aus, um das Mädchen zu halten und konnte nichts hervorbringen als „Lorch, Lorch!“

Er suchte sie zu sich zu ziehen, aber sie wehrte ab. „Nein, nein, nicht da hinein, komm heraus zu mir in den Hof.“

„Aber der Gensdarm, der mich gefangen hat —“

„Ist ja mein Vater, komm nur, ich verantworte alles,“ lachte Lorch glücklich und machte ihm auf der Leiter Platz.

Er schwang sich gewandt hinaus und betrat die oberste Sprosse.

„Aber du bist doch nicht schuldig?“ fragte Lorch plötzlich ein wenig erblassend.

„Schuldig? Wieso?“ fragte er im Hinabsteigen.

„Du sollst spioniert haben.“

„Freilich habe ich spioniert, in der ganzen Gegend, und gestern Abend Haus bei Haus, um dich zu finden.“

„Und die Festung?“

„Was kümmert mich die Festung! Ich suchte dich, aber“, — unterbrach er sich plötzlich — „jetzt begreife ich, dein Vater hatte mich in Verdacht, hielt mich für einen Spion?“

„Freilich, freilich“, sagte Lorch, auf den Boden springend und den Geliebten rasch ins Haus ziehend.

André mußte laut auflachen. „Nein, Lorch, die Festung, die ich suchte, hat sich mir schon lange ergeben.“

„Suchtest du mich denn wirklich?“ fragte das Mädchen, die Arme um seinen Hals schlingend.

„Niemand als dich, um dich zu meinem lieben Weibchen zu machen.“

„Und Herr Garnais, dein Stiefvater?“

„Ist vor einem halben Jahre gestorben. Meine gute Mutter heißt dich von Herzen willkommen,

und nichts steht mehr unserem Glücke im Wege. Ich wollte dir nicht schreiben, um mir die Freude der Überraschung nicht nehmen zu lassen.“

„Und so bist du selbst gekommen!“

Er zog sie auf das Sofa, und während ihre Lippen sich immer und immer wieder im Kusse fanden, erzählte sie ihm alles, was sie von der Mutter wußte und wie das Mitleid sie an sein Gefängnis getrieben, um dem armen Unbekannten zu helfen.

Draußen ward mit Heftigkeit die Hausthür aufgerissen. Corbinian Krautwiel, der eben beim Pfarrer die Papiere hinterlassen hatte, stürzte herein und stampfte sofort mit schweren Tritten die Stiege hinauf, um sich von der Anwesenheit seines Gefangenen zu überzeugen.

Rasch riß er den Schlüssel aus seiner Tasche und sperrte die Thür auf. Mit einem Schrei des Schreckens taumelte er zurück. Das Nest war leer, der kostbare Vogel ausgeflogen. Bläß und zitternd vor Wut stürzte er hinab, um seine Frau für das Geschehene zur Rechenschaft zu ziehen.

Lorch, die den Vater kommen hörte, war eben im Begriffe, den Geliebten einstweilen im Schranke zu verbergen,

bis der Wütende eingeweiht wäre und sein erster Zorn sich gelegt hätte. Aber schon war es zu spät, und das Mädchen konnte André nur noch neben sich auf das Sofa ziehen, um wenigstens den Tisch als Schutz zwischen sich und dem Ergriminten zu haben, als der Gensdarm mit zornrotem Gesicht auf der Schwelle erschien.

Wie von einer Natter gestochen schnellte er zurück und stieß einen dumpfen Schrei aus, als er seine Tochter und den schändlichen Spion Seite an Seite erblickte. Mit geballten Fäusten wollte er sich auf das entartete Kind stürzen; aber der Anblick des Franzosen ließ ihn vorsichtshalber zum Säbel greifen.

Doch im selben Augenblicke ward seine Hand von hinten ergriffen und sein Arm zurückgerissen.



„Was? Sie da, Hochwürden?“

„Halten Sie ein! Kein Blutvergießen!“

Corbinian fuhr jäh herum; er hatte die Stimme des Geistlichen erkannt. „Was? Sie da, Hochwürden?“

Der wackere Pfarrer, seiner seelsorgerischen Würde vergessend, schüttelte sich vor Lachen. „Nein, nein, solch ein Mißverständnis! Das ist zu komisch! Wissen Sie, was in den Papieren steht? Daß sich Ihr Name darin findet?“

Das Gelächter des sonst so ernstern und strengen Seelenhirten brachte Corbinian so sehr aus der Fassung, daß er einen Augenblick selbst seine Wut gegen die Mißethäter vergaß. „Was? Was?“ stotterte er mit offenem Munde.

„Dieser junge Mann, André Bigneron aus Nancy“, brachte der Pfarrer mühsam hervor, „hat sich beschleunigen lassen, daß seine Reise den Zweck habe, einen gewissen Corbinian Krautwickel aufzusuchen, dessen Tochter er liebe und deren Hand er von dem Vater erbitten wolle —“ er konnte nicht weiter und brach in ein neues krampfhaftes Lachen aus.

Der Gensdarm stand wie aus allen Himmeln gestürzt.

„Vorchen, ist das wahr?“ stöhnte er.

Da faßte das Mädchen sich ein Herz und erzählte alles.

Und da die inzwischen heimkehrende Mutter, als sie die seltsame Geschichte erfuhr, die Tochter unterstützte und der Pfarrer ebenfalls zum Guten redete, so blieb dem Enttäuschten schließlich nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und, um eine größere Blamage zu vermeiden, doch seine Einwilligung zum Herzensbunde der beiden zu geben.

Da André überdies wohlhabend und bereit war, nach Deutschland überzusiedeln, so tröstete er sich damit, statt eines Spions wenigstens einen passenden Schwiegersohn gefunden zu haben.

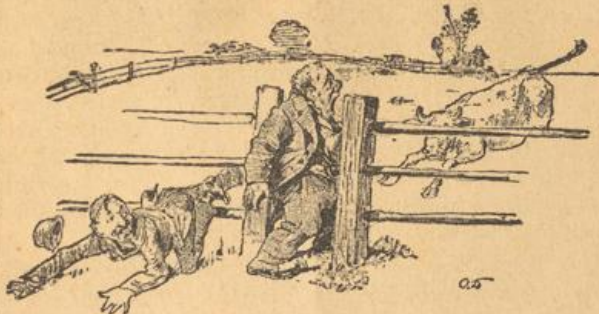
Ein Jahr später segnete der Pfarrer mit stillem Lächeln das schöne junge Paar am Altare.

Corbinian Krautwickels Eifer, französische Spione zu fangen, ist aber seit der Hochzeit Vorchens bedeutend erkaltet.

Wofür es gut ist.

Der dicke Schuster Klumpmeier geht mit seinem Freunde, dem Schneider Spiller über Feld spazieren. Es dauert gar nicht lange, so verfällt der Schuster wieder in seine alte Gewohnheit, den Schneider wegen seiner Magerkeit zu hänseln. „Wer weiß, wofür es gut ist —“ sagt auch heute der Schneider und lächelt. Da kommen sie an eine Kuhtrift. Der dicke Schuster muß gerade sehr heftig niesen und zieht sein großes rotes Schnupf-

tuch hervor. Das reizt einen Stier so auf, daß er im Sturm lauf die beiden hieheren Handwerker attackiert. Der dünne Schneider rettet sich schnell, indem er durch ein Gitter kriecht, der dicke Schuster aber kann wegen seines runden Bauches nicht einmal durch die Pforte. „Siehst Du —!“ ruft jetzt der Schneider schadenfroh —



„nu haste Dein Fett —!“

Die Wirtschaft am Bodensee.

Ein Dienstmädchen verlangte in einer Buchhandlung für ihre Herrschaft „Die Wirtschaft am Bodensee“. Der Buchhändler befaß sich hin und her, und endlich sagte er dem Mädchen, daß er ein Buch mit diesem Titel nicht kenne.

Nach kurzer Zeit kam das Mädchen wieder mit einem Zettel, worauf das Begehrte stand: „Mirza Schaffy von Bodensiedt“.

Das war nun allerdings etwas anderes!

Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt; Nur schlimm, daß jeder feins für dieses einzige hält.

Auf das Haus eines Arztes.

Der läßt ein Haus am Kirchhof bauen;
Die Absicht dürft ich bald erraten:
Der Mann will täglich seine Thaten
Mit einem Blicke überschauen.